

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 85. Bromberg, den 13. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Franziska lächelte den Monarchen an: „Ich hätte nicht gedacht, daß Majestät schon Mitte der Dreißig sind . . .“

„Wirklich? Wie nett von Ihnen! Und Ihnen glaub' ich's auch. Denn Sie scheinen aufrichtig. Aber nun verraten Sie mir doch endlich Ihren Namen! Niemand aus meiner Umgebung kannte ihn.“

„Ein Geheimnis, Majestät, das ich nicht lüften darf!“

„Wenigstens den Vornamen.“

„Franziska.“

„Nicht wahr, Sie sind ein Prinzeßlein und inkognito hier, um sich in Ruhe zu amüsieren?“

„Wo denken Sie hin, Majestät? In mir pulst kein fürstlich Blut!“

„Ist ja auch einerlei! Vorurteile sind mir fremd. Ich weiß, daß jeder Fürst eben nur ein Fürst ist. Aus mir aber hat mein Erzieher La Harpe einen Menschen gemacht — und dafür werd' ich ihm ewig dankbar sein!“

Der Zar hörte auf zu tanzen. Josika verließ seinen Beobachtungsplatz, um seines Mädchens habhaft zu werden, das rings den Mittelpunkt heimlicher Aufmerksamkeit bildete. Alle kannten sich hier, in der exklusiven Welt der Vornehmen. Wer mochte die rätselhafte Fremde sein?

Jetzt plauderte sie da drüben vor der roten Fensterportiere lachend mit dem Zaren, schüttelte den hübschen Kopf, und welke Rosenblätter flatterten aus ihrem leuchtenden Kupferhaar. Eines wollte sich auf Alexanders Schulter senken — er fing es auf und warf's neckend in das Gelock des Mädchens zurück.

„Da kommt Ihr Tänzer, mein Fräulein! Er gönnt Sie mir nicht, wie es scheint. Doch ich gebe Sie nicht zurück. Sind Sie mir böse darob?“

„Oh, ich tanze viel lieber mit Euer Majestät!“

„Lieben Sie ihn denn nicht?“

„Nein, Majestät.“

„Aber er liebt Sie?“

Der Zar trat näher herzu. „Nun, wozu noch fragen? Natürlich doch ist es so!“

Ein glückliches Lächeln strahlte um des Mädchens kindlich-weichen Mund. „Ich will Euer Majestät das große Geheimnis verraten, wenn Sie es wünschen!“

„Ein Geheimnis? Dann üben Sie Vorsicht! Denn hier achtet man auf jedes Wort, das ich sage oder das zu mir gesprochen wird. Und morgen wohl schon weiß es Kaiser Franz, daß ich mit . . .“

„. . . mit einem unbekannten Bürgermädel getanzt habe. Kränkt das Eure Majestät nicht sehr?“

„Mein Fräulein, der Rang der Frau ist ihre Schönheit, und Sie sind die Königin des Abends.“

„O mein Gott“, lachte Franziska, „ich die Königin? Ich heiße Franziska Müller, Majestät, und bin eines Alt-Ofener Uhrmachers Tochter.“

„Und in wessen Begleitung kamen Sie her?“

„Das eben ist das Geheimnis! Baron Nikolaus von Josika gab mich als seine Schwester aus. Gestern erst lernte ich ihn kennen. Ich wollte so gern das Ballfest sehen und bin deshalb von daheim entwischt.“

Der Zar führte seine Dame zu einem roten Samtdivan, der abgeschlossen zwischen zwei großen Fenstern stand — allen im Saale sichtbar, doch von niemand zu belauschen. Ärgerlich runzelte Graf Majlath die Brauen, zuckte dann ergeben die Achseln. Wieder eine Herrscherlaune — sonst nichts. Was konnte der Zar dem Mädchen auch Wichtiges sagen? Er macht ihr den Hof, wie der Baronin Orczy, wie in Petersburg seiner Geliebten, der Krämersgattin, und all den anderen Frauen, die die Gunst des Augenblicks ihm zuführte.

„Waren Sie denn noch nie auf einem Ball?“ staunte Alexander.

„Niemals, Majestät. Josika hatte bei meinem Vater eine Uhr für den Kaiser bestellt. Kaiser Franz weilte vorgestern abend bei uns zum Nachtmahl, weil er nahe bei unserem Haus einen Wagenunfall gehabt hatte. Er war so freundlich und gütevoll.“

„Auch ich mag den lieben Papa gern. So nenn' ich ihn im Scherz. Er ist ein prächtiger Mensch.“

„Und die Kaiserin . . . sie ist so schön und jung!“ Franziska seufzte schwer, wie ein sehnsüchtiges Kind. „Könnt' ich sie nur einmal sehen! Sie und den ganzen Hof — alle, die dort in der Umgebung des Kaisers leben.“

„Alle?“ Alexander lachte. „Sie würden manch bittere Enttäuschung kosten, kleine Freundin. Es gibt da recht unangenehme Individuen.“ Er wurde ernst, als habe ihn plötzlich die Sorge des Alltags ergriffen. Fast zornig wiederholte er: „Sehr unangenehme . . . wie den Metternich! Oder gehören Sie etwa zu seinen Verehrerinnen?“

„Er ist kein Freund der Ungarn, Majestät!“

„Gott sei Dank! Also auch nicht der Ihre! Aber vielleicht interessiert er Sie?“

„Mich interessiert nur Wien!“

In diesem Augenblick schritt Josika an ihnen vorbei mit trotzig erhobenem Kopf, wie der verkörperte Vorwurf. Es war schon spät. Matt flackerten die Kerzen in den Lüstern.

„Sehen Sie, wie gräßlich sich der arme Wolkonskij, mein Adjutant, langweilt!“ Alexander wies auf einen hochgewachsenen blonden Gardeoffizier. „Aber desto wohler fühl' ich mich. Wann kann ich Sie wiedersehen?“

„Ich weiß es nicht, Majestät.“

„Wo wohnen Sie denn?“

„Nirgends. Ins Vaterhaus kann ich nie wieder zurück.“

„Sie wollen doch nicht etwa mit diesem kleinen Hauptmann durchbrennen?“

„Ich fürchte, Majestät, etwas anderes wird mir kaum übrigbleiben. Er hat versprochen, mich nach Wien zu geleiten, dem Ziel meines Sehnens.“

Der Zar blickte Franziska starr ins Gesicht. „Treibt es Sie nach Wien? Das kann ich verstehen. Aber jetzt, Franziska, sagen Sie mir: Sehen Sie in mir noch etwas anderes als nur einen Fürsten, den man geduldig anhören muß? Könnten Sie mich ein wenig liebhaben?“

Franziska schwieg. Aber das weiche Lächeln, das an diesem Abend ihre Lippen kaum verlassen, breitete sich über ihr hold erglühendes Antlitz. Doch galt dies Lächeln und Glühen nicht dem Herrscher — es galt jener Traumwelt, deren Tore des Zaren Worte geheimnisvoll öffneten.

„Würden Sie auch etwas für mich tun, wenn es mir Freude bereitete?“

Franziska nickte leise.

„Metternich . . .“ Der Monarch hielt inne — ähnlich einem Berauschten, der, eben bereit, die verborgensten Falten seines Herzens zu enthüllen, für einen Augenblick ernüchtert wird. Doch aus Franziskas Augen lockte ein warmes Dunkel, das Vertrauen forderte und Vertrauen zu verdienen schien. „Merkwürdig“, fuhr er sinnend fort.

„Ich spreche zu Ihnen, wie zu meinem intimsten Freund. Ich hasse den Metternich! Doch dem Kaiser gebührt Achtung und Liebe — — —"

Das Mädchen blickte verwirrt. Was mochte der Zar von ihr wollen?

Alexander überlegte rasch seine Entschlüsse. Was sollte man mit diesem Mädchen tun? Man müßte sie irgendwie nach Wien bringen. Wenn Fürst Metternich sie zu sehen bekäme . . . vielleicht hatte das Schicksal gerade dies liebliche Geschöpf auserkoren, ihm, dem Zaren, mit Hilfe ihrer Schönheit Polen zuzuschanzen. Einer geliebten Frau hatte der österreichische Fürst noch nie zu widerstehen vermocht . . .

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Mademoiselle, daß ich Sie nicht wiedersehen soll. Und wenn Sie wirklich gern nach Wien möchten, würde ich Ihnen dazu verhelfen."

„Mein Gott, Majestät!"

Der Zar streichelte mit sanften Blicken die weißen Schultern seines Opfers: „Armes Kind, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen! Nichts Böses will ich. Ich schicke Sie zu meiner Freundin, der Herzogin Bagration. Eine sehr nette Dame ist das und gleichfalls auf Metternich böse; sie lädt ihn nicht mehr zu ihren Soireen. Aber nun vielleicht wieder. Ich verlasse Ofen übermorgen; doch Sie reisen schon heute früh und bringen meiner Freundin einen Brief. Sie soll Metternich sofort eine Einladung für den Abend übermitteln — bis dahin werd' auch ich zur Stelle sein, und dann wollen wir dem herrschsüchtigen Minister ein Süppchen einbrocken, von dem er Herzbeschwerden bekommt. Süßes Mädchen . . . Sie wissen ja gar nicht, wie schön Sie sind! Metternichs letztes Stündlein hat geschlagen. Nun, Mademoiselle, wollen Sie nach Wien gehen?"

In Franziskas Augen brannte ein entschlossener Wille: „Ich gehe, Majestät."

„Brav — brav! Und nun gestehen Sie: Nicht wahr, auch Ihnen fällt der Abschied von mir nicht leicht? Wie reizend Sie erröten. . . Gern würd' ich Sie mit mir nehmen, aber es geht ja nicht. Heut abend hab' ich wie ein entflammter Verehrer Ihnen gehuldigt, aber auf der Reise darf ich nur Fürst sein. Sie entfernen sich also unauffällig mit meinem Adjutanten. Um kein Aufsehen zu erregen, werden Sie in Männerkleidung reisen. Einer meiner Getreuen begleitet Sie. Wolkonskij besorgt Ihnen die Uniform eines Ordonnanzoffiziers, und Sie befördern meinen Brief als mein persönlicher Kurier. Die Herzogin wohnt Schenkenstraße 54. Sie gehen geradeswegs zu ihr. Alles andere können Sie ihr überlassen."

„Sehr wohl, Majestät."

„Noch eins: Wo werden Sie sich für die Fahrt vorbereiten?"

„In meinem Quartier, wo ich mich auch für den Ball umgezogen habe: bei einer Ofener Bürgerfamilie."

„Gut!"

Der Zar winkte seinem Adjutanten, der alsbald voller Freude seinen ermüdenden Posten an der weißen Säule verließ. Alexander erteilte ihm seine Weisungen, dann reichte er Franziska den Arm, und das Trio verließ den Saal.

Flehend flüsterte Josika an der Tür: „Franziska!"

Das Mädchen zuckte zusammen, tat aber, als habe sie nichts gehört. Fragen und Zweifel peinigten ihre Seele, und mit gesenkten Lidern schritt sie an dem kleinen Hauptmann vorbei, verschwand in der schillernden Menge des überfüllten Nachbarsaals.

Sobald der Zar sich verabschiedet hatte, begann auch die Gesellschaft sich zu zerstreuen. Die nackten Schultern hüllten sich in hermelin- und zobelverbrämte Mäntel, in der Vorhalle erklang Sporengeklirr, und kostbare Schleppen fegten welke Blumen und verlorne Haarnadeln von den Marmorstufen.

Dann ward es still um das Reichstagsgebäude, die festlichen Lichter erloschen. Einsam und traurig schlenderte Hauptmann Josika durch die totenstille Straße.

*

Am Morgen nach dem Ball hielt ein Wagen vor Meister Hilarius' Haus. Der Insasse, meldete der Nani, die das Tor öffnete, hochmütig:

„Stefan Mayer, Kammerherrnansager."

Sein offizieller Titel rührte die Alte nicht. Sie hatte verweinte Augen. „Lassen die uns immer noch nicht in Frieden?"

„Ich suche Meister Hilarius Müller, und bin gekommen . . ."

„Schon gut, schon gut! Reden S' net soviel! Schnell zum Herrn herein!"

„Aber so was!" brummte der empörte kaiserliche Bote.

Der Uhrmacher saß in dem großen Sessel am Speisezimmerofen, an dessen knisternden Holzscheiten er vergebens die eiskalten Hände zu wärmen suchte. Er schien über Nacht um Jahre gealtert; sein Kinn war noch spitzer, sein Rothaar fahl, fast weiß geworden; trüb und stumpf blickten seine Augen.

Herr Mayer grüßte zeremoniell, hüstelte fein, zwei Finger vor den Mund gelegt; aber Meister Hilarius rührte sich nicht.

„Hören Sie, mein Herr! Ich komme im Namen Seiner Majestät — wegen der Uhr", mahnte der Hofkurier streng.

Der Hausherr hob gelassen den Kopf. „Merkwürdig!" lachte er nur.

Nun wurde Mayer ernstlich böse: „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! Ein Lachen, wenn ich im Namen des Kaisers spreche, ist Majestätsbeleidigung!"

Hilarius winkte müde. „Ach, lassen Sie mich doch in Ruh'!"

Der Meister saß noch immer; Herr Mayer stand. Er fühlte sich unbehaglich. „Rasch nun! Holen Sie die Uhr! Seine Majestät wünscht, daß Sie ihm persönlich das tickende Pfand Ihrer Ergebenheit überreichen!"

Der letzte Satz hatte sich aus seiner zurechtgelegten Rede hierherverirrt; Herr Mayer aber empfand jetzt keine Freude darüber, er bebte, dunkelviolett vor Zorn, und stampfte wütend mit den Füßen.

Meister Hilarius erhob sich. „Mein Herr, Sie brauchen in meinem Hause nicht zu zappeln und zu schreien! Ich weiß nicht, wer Sie sind, und es kümmert mich auch nicht. Mein Schmerz ist größer als alle Kaisermacht der Welt. Ich sage Ihnen nur das eine: Die Uhr habe ich nicht — aber zur Audienz will ich trotzdem gehen. Warten Sie!"

Und der Meister ging entschlossenen Schrittes ins Nachbarzimmer. Eine so wilde Leidenschaft lag in seinem Gebaren, daß Herr Mayer erschrocken nach der Tür retirierte, sich leichenblaß an einen Stuhl klammerte und verdrossen auf des Uhrmachers Wiederkehr harrte.

Ein dunkler Umhang bedeckte dessen Feiertagsrock, als er, einen Ebenholzstock mit goldenem Knauf in der Hand, herablassend dem Kurier gebot: „Wir können gehen!"

Um den Hals trug er eine schwere Uhrkette, und an seinem Finger blitzte ein kostbarer Rubin.

*

Kaiser Franz erwartete Herrn Mayers Rückkehr mit Ungeduld. Während schlafloser Nachtstunden beschäftigte sich seine Phantasie in qualvollem Grübeln mit den Uhren des Meisters Hilarius. Auch bei der großen Parade auf der Rakoswiese dachte er fortwährend daran, und als er nach Hause kam, vertraute er dem Zaren und dem Preußenkönig, daß er eine Überraschung für sie plane.

Gegen Mittag endlich wurden dem Monarchen Herr Joseph Mayer und Uhrmachermeister Müller gemeldet. Wie elektrisiert rief er: „Die Uhr soll sofort hierhergebracht werden!"

Die Flügeltür öffnete sich. Es erschienen die beiden Männer, doch ohne die erwartete Kiste.

„Und die Uhr?" Der Kaiser zog seine hohe Stirn in Falten.

Starr, jeder Zoll ein gekränkter Untertan, nahte sich Hilarius seinem Herrscher. Doch je näher er kam, um so hurtiger verrann sein Zorn. Etwas Ehrfurchtgebietendes war in der schmächtigen Person des Monarchen und in der Einfachheit seines dunklen Rocks, der hohen, schwarzen Krawatte und weißen Weste. Der enttäuschte Blick der müden Augen rührte den Meister tief. Zerknirscht sank er in die Knie. „Vergebung, Majestät!"

„Stehen Sie auf und antworten Sie! Was geschah mit der Uhr?"

„Ich hab' sie zerbrochen!"

„Wie konnten Sie das wagen?" Des Kaisers Stimme klang heiser und hart. Er bedeutete Herrn Mayer, daß er sich entfernen solle, und der Hofkurier verließ mit stillem Bedauern den Schauplatz der merkwürdigen Ereignisse.

Meister Hilarius senkte sein fahles Haupt. „Majestät — man hat mir meine Tochter gestohlen!"

Auf der Stirn des Monarchen verschärften sich die Falten. „Kennen wir, alter Freund! Das Fräulein hat sich wohl entführen lassen?"

„Mag sein, Majestät. Aber der sie dazu überredete, war trotzdem ein Dieb. Jener kleine Kammerherr nahm sie mit, den Majestät uns schickten."

„Josika? Dann können Sie beruhigt sein! Sie erhalten Ihre Tochter wieder."

„Zu spät!" murrte Hilarius düster.

„Na, na!" Der Kaiser tat, als könne er mit einer fürstlichen Geste alles gutmachen. Er griff nach der Silberklingel, fragte den Leiboffizier in der Tür: „Wer ist diensttuender Kämmerer?"

„Graf Johann von Bethlen."

„Lassen Sie sofort Baron von Josika holen!" befahl Kaiser Franz und wandte sich an Meister Hilarius: „Aber Sie haben noch immer nicht gesagt, warum Sie Ihr Meisterwerk zerstörten."

„Ich tat es in meinem Schmerz, in meiner Erbitterung, Majestät."

„Unerhörte Kühnheit! Mein Eigentum zu zerstören! Wenn mir jeder Untertan, dessen Tochter ihrem Vater Ärger bereitet, etwas zerbrechen würde, dann wär' ich meiner Krone nicht mehr sicher!"

Kaiser Franz war bitterlich entrüstet, seine schmalen Schultern bebten. Nervös wanderte er durch das Zimmer, blieb wieder vor Hilarius stehen: „Sie müssen sie neu anfertigen — so schnell wie möglich!"

Der Meister schüttelte traurig den Kopf: „Ich kann ohne meine Tochter nicht arbeiten, Majestät."

„Ich sagte doch schon, daß Sie das Fräulein wiederbekommen."

„Die ich wiederbekomme, ist nicht mehr meine Franziska."

„Aber, aber . . ." Der Kaiser dachte an Marie Louise, die auch von weither zu ihm zurückgekehrt war, aus den Armen des korsischen Tyrannen.

Johann von Bethlen, des Monarchen schneidigster Kammerherr, erschien und meldete Josika. Flammen zuckten über Meister Hilarius' Antlitz, als er den Baron gewahrte.

Auch Josika stand betroffen. Franz winkte ihn näher heran, blickte ihm zürnend ins Auge. „Schämen Sie sich, Baron! Sie mißbrauchten meinen Allergnädigsten Auftrag zur Betörung eines Mädchens? Sie haben mir großen Schmerz verursacht; ich habe nun meine Uhr nicht bekommen. Wo ist Franziska Müller?"

„Gnade, Majestät!" stammelte der Erschrockene.

„Schön, schön! Antworten Sie jetzt auf meine Frage!"

„Ich weiß nicht, wo das Fräulein ist, Majestät!"

Hilarius konnte sich nicht mehr beherrschen. „Das ist nicht wahr!" schrie er wild.

Josika hob den Kopf: „Ich schwöre, Majestät, daß ich's nicht weiß. Ein Soldat wie ich kennt keine Lüge. Fräulein Franziska besuchte gestern mit mir den Ball; sie hatte noch nie solches Fest gesehen."

„Armes Kind", murmelte der Kaiser. mit verstohlenem Lächeln.

Der Stimmungswechsel des Monarchen lieh dem Entführer Mut: „Auch mir hatte sie so leid getan. Ihr Vater hielt sie unbarmherzig streng, und das junge Ding sehnte sich nach ein bißchen Lebensfreude. Ich gab sie als meine Schwester aus."

„Und behandelten Sie sie auch wie Ihre Schwester?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„Und was geschah dann? Erzählen Sie offen . und ehrlich!"

Mit der fürstlichen Güte kehrte auch Josikas Keckheit zurück. „Des Fräuleins Schönheit fiel seiner Majestät dem Zaren auf. Er bat sie zum Tanz, und ich mußte mit weher Seele sehen, wie das reinste Mädchenherz mir gegenüber erkaltete. . ."

Nun begann der Kaiser zu lachen. „Sehr gut. Na — und?"

„Fräulein Franziska sprach lange mit dem Zaren, dann schwand sie mir aus den Augen. Heute morgen war ich in ihrem Quartier, beim Goldschmiedemeister Christoph Pfisterer, von dem aus ich mit ihr zum Ball gefahren war, aber dort konnte ich nur in Erfahrung bringen, daß das Fräulein in aller Frühe in einer Reisekarosse davonfuhr, unter Mitnahme all ihrer Habe."

„Freilich, freilich — der Zar!" nickte Franz verständnisinnig. „Es ist gut, Sie handelten dreist und unbedacht — aber Wir verzeihen!"

Der kleine Hauptmann stotterte einen verwirrten Dank.

„Gehen Sie nur!" drängte der Kaiser. „Und denken Sie über Ihre Leichtfertigkeit nach! Nie wieder will ich Ähnliches von Ihnen hören, bei Strafe meines Zorns!"

Sobald Josika das Zimmer verlassen hatte, zeigte das Gesicht des Herrschers wieder seine Runzelfurchen. „Ich wollte gnädig zu Ihnen sein, Meister Müller, aber Sie verdienen solche Güte nicht. Wie Sie hörten, hat sich das Fräulein freiwillig entfernt, und ich kann sie Ihnen nicht wiederbringen."

(Fortsetzung folgt.)

Dein Schicksal und die Sterne.

Von Dr. Alphons Nobel.

An der Ecke meiner Straße wohnt ein Mann, der ein Schild an der Haustür hat anbringen lassen, was ihn als Sterndeuter gegen Honorar kundtut.

In absehbarer Zeit werde ich nicht zu ihm gehen, weil ich mich auf etwa drei Jahre astrologisch eingedeckt habe. In Delhi kam im vergangenen Februar ein ernstblickender Mann zu mir ins Hotel „Cecil", stellte sich als Ali vor, und wies ein Buch mit eingeschriebenen Empfehlungsschreiben amerikanischer Damen vor, woraus ich seine vorzügliche Eignung für den von ihm gewählten Beruf entnahm. Er faßte meine Hand, betrachtete besorgt die Linien der Innenfläche und ließ sich von mir fünf Rupien aushändigen. Dann begann er mit eintöniger und melodiöser Stimme, im ausgezeichneten Englisch, mich als Merkur-Mensch anzusprechen, dem Venus wohlwolle, wenn ich ihm weitere fünf Rupien geben würde, damit er betend alles Unheil von mir wende. Wem wäre das nicht fünf Rupien wert? Sodann wies er darauf hin, daß ich Geld immer schnell ausgebe. Bestürzt über die staunenswerte Richtigkeit, bat ich mit zitternder Stimme um mein Horoskop. Damit kehrte er am folgenden Tage in mein Hotel zurück. Ich bekam ein beschriebenes Stück Papier ausgehändigt. Die kommende Zeit war in Perioden eingeteilt und jede kurz gekennzeichnet. Nach Europa zurückgekehrt, würde ich unvorhergesehene Geldausgaben haben (bereits eingetroffen); ich käme dann zwischen dem Soundsovielten und Soundsovielten mit erfahrenen Leuten zusammen und würde unter einer gewissen Disharmonie meiner geistigen Kräfte leiden (wie manche meiner Freunde behaupten, auch eingetroffen); dann aber würde sich alles zum Guten kehren, meine Bemühungen seien mit Erfolg gekrönt und finanzielle Gewinne ständen in Aussicht (noch nicht eingetroffen).

Nach Ali werde ich 86 Jahre alt — oder vielleicht doch nicht, denn unvorsichtigerweise erzürnte ich mich darüber mit dem Kenner der Sterne. Nicht, daß ich mehr Jahre verlangt hätte. Aber er meinte, es sei doch gut, wenn er in den kommenden Jahrzehnten täglich für mich beten würde. Er täte es gern, ich brauchte ihm dafür nur jährlich eine bestimmte Anzahl Yards Kleiderstoff zu geben. Das sei doch schwer und umständlich, warf ich ein. Durchaus nicht entgegnete er: Sahib könne ihm den Gegenwert (den er gleich mit Bleistift errechnete) sofort auszahlen. Ich ging zur Tür. Er wurde ernster und meinte, Unheil stände über jedes Menschen Haupte. Daraufhin warf ich ihn hinaus. Wahrscheinlich hat er mich verflucht.

Jedermann sein eigener Astrologe — wurde darauf meine Parole. Ich habe die in Betracht kommenden Bücher gelesen — was sage ich, gelesen — studieren muß man sie, und nicht geringe Anforderungen werden an deine Kombinationsgabe, deinen Verstand und deine Geduld gestellt. Astrologie ist kein leichtes Geschäft, und die Gelehrten haben Unrecht, es nicht als Wissenschaft anzuerkennen. Oft genug, in den schweren Bemühungen, in das komplizierte geistige Gefüge dieser Systeme einzudringen, ward ich erinnert an manche Kapitel der theoretischen Nationalökonomie.

Im Besitze dieser Bücher ist der Leser aber nicht imstande, sich ein Horoskop zu stellen. Gottseidank ist er dazu nicht imstande. Denn der Stand der Sterne verändert sich von Stunde zu Stunde, und um den verhängnisvollen Stand zu der Stunde der Geburt zu erkunden, sind Logarithmentafeln nötig, Logarithmentafeln aber pflegen den meisten Menschen jede Lust zu weiteren Fragen zu nehmen. Es gibt überhaupt kein besseres Abschreckungsmittel als Logarithmen. Reden wir nicht weiter davon. Schreckliche Jugenderinnerungen steigen auf.

Um meiner publizistischen Pflicht zu genügen, werde ich nun klar machen, wie ungefähr es sich mit den Sternen in der Astrologie verhält. Ich tue es mit der erforderlichen Achtung, die man einer Geistesbetätigung entgegenzubringen hat, welche 6000 Jahre älter als die Psychoanalyse ist.

Zunächst mischt sich die Astrologie klugerweise nicht in den Streit, ob die Erde sich um die Sonne oder aber die Sonne um die Erde dreht. Man arbeitet in der Astrologie mit Fiktionen, mit Annahmen, die nicht bewiesen sind (woraus schon beinahe die Wissenschaftlichkeit der Astrologie hervorgeht). Sternbilder, Planeten und Sonnenstand sind nur Symbole, so sagen die Astrologen, wobei man nicht wisse, was hinter den Symbolen für reale Kräfte arbeiten.

Im Laufe des Jahres steht die Sonne vor den zwölf Tierkreis-Sternbildern, und im Laufe bestimmter Zeitläufe steht auch jeder der Planeten vor einem solchen Tierkreisbild. Stier bedeutet irdische Beziehung, die Zwillinge deuten auf Schwanken zwischen Extremen, der Krebs hat etwas Schmiegsames, der Löwe ist stolz, die Jungfrau macht kleinlich, die Waage strebt nach Harmonie, der Skorpion hat es mit der Sünde, der Schütze verleiht Zielsicherheit, der Steinbock Schwermut, der Widder handelt entschlossen, der Wassermann sucht Hilfe, die Fische sind fürs Gefühl. Das sind die Tierkreiszeichen. Damit ist es aber keineswegs abgetan; im Gegenteil, das ist erst ein ganz kleiner Teil, nun kommen die zwölf geheimnisvollen Häuser, die Inder, Chinesen und Babylonier an den Himmel gezeichnet haben. Deren Besetzung mit Planeten zurzeit der Geburt ist das wichtigste Mittel, das Schicksal aus den Sternen zu lesen. Temperament, Finanzen, Bildung,

Tradition, Liebe, Arbeit, Ehe, Tod, Wirkung, Beruf, Freundschaft, Einsicht — das sind, wenn ich die geheimnisvolle Lehre recht verstand, die zwölf Häuser. Nun aber noch die Sonne und die Planeten: Sonne und Individualität, Mond und Gefühlsleben, Merkur und lebhafter Verstand, Venus und Liebesleben, Mars und Mut, Jupiter und Optimismus, Saturn und Hemmung, Uran und Okkultismus — so dürften die Beziehungen ungefähr lauten. Die wechselnden Stellungen der Planeten zur Sonne und gegeneinander geben abermalig Gelegenheit, ungeheuer komplizierte Beziehungen, Hemmungen, Beschädigungen und Gesetze aufzustellen.

Seni geht auf den Turm und äußert sich über den strahlenden Jupiter und den üblen Saturn. Woraus Wallenstein gänzlich verkehrte Folgerungen für seine Putschpläne zieht. Goethe stellte an den Anfang seiner (dichterischfreien) Autobiographie ein Horoskop, das die Gunst der Sterne beweist, nach dem Urteil der Fachleute aber falsch gestellt ist:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehen
So sagten schon Sybillen, so Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethe hat das gesagt. Deshalb braucht es aber nicht wahr zu sein, denn Goethe war, wie wir alle mehr oder weniger, abergläubisch.

Atempause im Kampf um die neue Musik.

Von Professor Hermann W. von Waltershausen,
Direktor der Staatl. Akademie der Tonkunst zu München.

Seit einiger Zeit hat man den Eindruck, als ob die Streiter für und gegen die neue Musik zunächst abgekämpft seien, daß eine gewisse Besinnlichkeit in beiden Lagern Platz greife. Die Schlachten werden nicht mehr auf den Hauptkampfplätzen geschlagen, und die Terminologie und Phraseologie der Kampfrufer, ebenfalls auf beiden Seiten, hat etwas Vorgestriges. Beide Parteien haben wieder beträchtlichen gemeinsamen Besitz, um den sie nicht mehr streiten, sondern den sie über alle Gegensätze hinaus vereinigt hüten. Eine Klärung ist auf dem Wege, die nun endlich den Schaffenden Zeit und Recht auf Arbeit gibt. Der Begriff des Aktuellen führt sich von selbst wieder auf sein richtiges Maß zurück.

Erstaunlich ist, wie schnell es mit der atonalen Musik zu Ende ging. Gegenüber der revolutionsbedingten vollkommenen Willkür der Tonsprache, die noch vor wenigen Jahren den Lebensnerv unserer Musik bedrohte, erblicken wir heute beinahe überall einen fast pedantischen Zug zu Form und Gesetzmäßigkeit. Die Musik geht wie immer, zum mindesten in Deutschland, einige Jahre später denselben Weg wie die Literatur. Daß unsere Ohren aber anders geworden sind, soll nicht bestritten werden. Die Fortschreitung auf harmonischer Grundlage ist zwar wieder da, aber sie hat sich aus der Neuentdeckung linearer Gesetzmäßigkeiten von der Schablone der Konservatoriumsweisheit gelöst. Alles Unfruchtbare wurde schnell in der Manier erstickt; übrig blieb eine wesentliche Entlastung von altem Zopf und Urväterhauskram.

Die neue Sachlichkeit ist an ihrer eigenen Leere und Langeweile ad absurdum geführt. Aber sie hat reinigend gewirkt, zu einer Sachlichkeit der Musik um ihrer selbst willen geführt und mit dekadente, pseudoromantische, sentimentale Individualitätsgesten unmöglich gemacht. Die Musik fängt allmählich an, sich über die Darstellung höchst persönlicher Seelenkrämpfe und psychoanalytischer Angelegenheiten zu einer Sprache der Gemeinschaft zu evolutionieren.

Jazz und Niggertanz fangen an, aus der Mode zu kommen. Man kann nicht von Prärieaustern und Cocktails allein leben; der ausschließliche Kitzel des Vibrationssinns befriedigt selbst den sachlichen vitalen Menschen nicht auf die Dauer. Der Tanz der schwarzen Rasse führt sich auf das natürliche Maß zurück, in dem sich die Moreske des sechzehnten und siebzehnten sowie das Alla turca des achtzehnten Jahrhunderts in der Musikgeschichte gehalten haben. Daß die Jazzbewegung aber dazu beitrug, dem deutschen Musiker die Augen über die beginnende rhythmische Destruktion seiner Musik zu öffnen, kann man nicht bestreiten. Von einer „Transfusion unverbrauchten Niggerblutes" in die Adern der deutschen Musikkultur ist deshalb noch lange keine Rede. Um das, was durchgesetzt wurde, zu erreichen, brauchte man keine Jazzklassen an Konservatorien zu eröffnen. Mendelssohn hielt es einst bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums durchaus nicht für nötig, Spezialklassen für den Cancan einzurichten, der auch nicht gerade zu den edlen Gebilden der Musik gehörte und der doch indirekt Anregungen für das ernste Kunstschaffen des neunzehnten Jahrhunderts gegeben hat.

Wie fruchtbar soziologische Erscheinungen für die Aesthetik werden können, hat sich heute wieder gezeigt. Die wachsenden Schwierigkeiten des großen Orchesterbetriebes, die Drucklegung großer Orchesterpartituren, haben das schon lange latent vorhandene Problem des Kammerorchesters akut gemacht. Die starke, aufblühende Entwicklung der Kammermusik, die sich trotz allen Abbröckelns der Hausmusik vollzieht, hängt damit zusammen. Das Zurückgreifen auf alte Musikkulturen mit ihren klaren und durchsichtigen Besetzungen trifft hier glücklich mit äußeren Umständen zusammen. Vielleicht hat auch schon der Anfang eines Stils der Radiomusik Einfluß auf die Vereinfachung der Ausdrucksmittel genommen. Der dreistimmige Satz, in dem sich harmonische und lineare Elemente günstiger verbinden als im vierstimmigen, erobert sich einen immer stärkeren Platz im zeitgenössischen Schaffen.

Eine andere Bewegung, die mit den soziologischen eng zusammenhängt, aber doch wohl auch tiefere, rein künstlerische Quellen hat, vermochte stark der Klärung entgegen zu arbeiten. Ganz unerwartet aus unbeachteten Wurzeln erhebt sich schnell eine neue Blüte des a capella-Gesangs. Technische Notwendigkeiten erzwangen hier die Rückbesinnung zum Diatonischen; aus einer neuen und sauberen Atmosphäre, die viel weniger als andere Gebiete des musikalischen Schaffens mit dem leidigen Kampf um das Alte und das Neue belastet ist, weht in das ganze Musikleben hinein eine frische und reinigende Luft.

Wie sieht es aber mit dem vielgepredigten musikalischen Kollektivismus aus? Die Alten sowohl als auch die Jungen haben für die Demonstration ihrer Ideen zu wenig Material; es gibt weder eine lebensfähige alte noch eine entwicklungsfähige neue Schule als solche, sondern es gibt in beiden Lagern immer wieder nur Persönlichkeiten. Gerade, daß der stärkste Gewinn der ganz neuen Musik die Persönlichkeit Hindemiths ist, führt dessen kollektivistische Ideen am glänzendsten ad absurdum. Künstlerische Persönlichkeiten brauchen sich aber nicht um Weltanschauungen zu streiten, weil jede von ihnen eine Welt für sich ist und weil jede dieser Welten Platz neben den anderen hat. Mögen sich die Parteien die Köpfe blutig schlagen: Zum mindesten in der Welt des Geistigen behalten doch immer nur die paar Kerle recht, die etwas Eigenes zu sagen haben, selbst dann, wenn sie sagen, daß man den „Kerl" als geistige Erscheinung abschaffen müsse!

Wenn man die großen Schlachten übersieht, die um alte und neue Musik geschlagen worden sind, und daneben das betrachtet, was tatsächlich geschehen und an Kunstwerken geschaffen worden ist, so kann man nicht umhin, an die ägyptische Helena des Euripides zu denken. Zehn Jahre verbeißen sich die Völker Griechenlands und Asiens im Kampf um ein Phantom, indessen die wahre Helena wohlbehütet weit abseits von den Waffen in Ägypten schlummert. So ist es mit den deutschen Ideologen immer, sie prügeln sich um ein gespenstisches Abbild ihres Ideals, das sich indessen in der Welt der Idee aus eigenen starken inneren Kräften rein und unversehrt erhält, bis seine Zeit wieder gekommen ist.



Bunte Chronik



*** Rundfunkanlagen in Deutschland.** Unter den Staaten der Erde steht Deutschland mit seinen 2,6 Millionen Hörern an dritter Stelle hinter Amerika und England, in Europa also an zweiter Stelle. Auf 100 Bewohner Deutschlands kommen 4 Fernsprechanschlüsse und bereits 3,7 Rundfunkanlagen, in Berlin ist das Verhältnis sogar noch grotesker. Obwohl gerade die Reichshauptstadt außerordentlich viele Telephonanschlüsse aufweisen kann, kommen doch auf 100 Einwohner nur 10, während sich diese 100 Bewohner 12 Rundfunkanlagen halten. Daß Deutschland ungeheuer viel Radiogerät herstellt und ausführt, dürfte bekannt sein. Der Wert der Ausfuhr an Rundfunkgerät wurde bereits 1927 mit 42 Millionen angegeben und hat im vergangenen Jahre die 60 Millionen bereits wesentlich überschritten. Die Deutschland zur Verfügung gestellten 23 Wellen werden vollkommen ausgenutzt. Das von sämtlichen Sendestellen an Künstler jeder Art gezahlte Honorar belief sich im abgelaufenen Jahre auf mehr als 12 Millionen Mark, was bei den gewaltigen Einnahmen in Höhe von 60 Millionen Mark im Jahre nicht allzu schwer ins Gewicht fällt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.